Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 232

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Flaschenpost
aus Sofia

Sofias Uni im Ausnahmezustand

Warten vor dem Mc Donalds. In der Unterführung, deren Aufgang zur St.Kliment Ohridski Universität führt. Der Übersetzer kommt zu spät. Dafür turnt ein flirtwilliger junger Hemdträger vor den augenscheinlich Fremden herum. «What are you doing in Sofia? Here for the nice boys, eh?» Auf die sozialen Unruhen in seiner Stadt angesprochen, vergeht dem Mann das Schäkern. «Die Demonstranten? Alle bezahlt.» Ein Nichtsnutz, wer sich an der Uni-Besetzung beteilige und die lernwilligen Studenten am Weiterkommen hindere. «Du kannst dich nur auf dich selbst verlassen in diesem Land. Also musst du schauen, wo du bleibst. Und von hier verschwinden, wenn du kannst.»

Es ist Ende November, seit bald einem Jahr gehen die Menschen in Bulgarien auf die Strasse – abseits der Weltöffentlichkeit und mit schwindendem Elan. Nicht bloss die aufziehende Kälte schwächt die Moral, im ärmsten EU-Land kämpfen die Demonstranten gegen einen zermürbenden Gegner: die mafiösen Strukturen in Politik, Justiz, Wirtschaft und Presse. Letztere stellt die Aufmüpfigen als Marionetten der Opposition dar. Das zeigt Wirkung, weil dem abgesetzten Premierminister Bojko Borissow, einem ehemaligen Bodyguard mit Verbindungen zur Halbwelt, vieles zugetraut wird. Gegen ihn und seine liberalkonservative Gerb-Partei richtete sich die Wut der Bulgaren, nachdem eine horrende Stromrechnung das Fass zum Überlaufen gebracht hatte. Nach dem überraschend schnellen Rücktritt der Regierung Borissow wandelten sich die Armuts-Proteste zu einem Aufstand gegen die herrschenden Verhältnisse, angeführt von den Sofioter Studentinnen und Studenten. Auslöser dafür war eine der ersten Amtshandlungen der neu eingesetzten Sozialisten: die Ernennung des dubiosen Medienmoguls Deljan Peewski zum Chef der Staatsicherheit.

Schwarze Faust auf gelbem Grund

Der Übersetzer taucht auf. Er trägt Lederjacke, dazu schütteres Haar und das geübte Lächeln des Fremdenführers. Sein Vater war einst Konsul in Bern. Unverfängliche Zurückhaltung wurde dem Diplomatensohn in die Wiege gelegt, auf dem Weg zum Universitätsgebäude lehnt er sich nicht aus dem Fenster: Was die Studenten genau bezweckten, könne er nicht abschätzen. Und, naja, vielleicht seien tatsächlich einige gekauft. «Wer weiss das schon.»

In der grössten Universität des Landes versperrt eine Bank den Zugang zur besetzten Zone. Über der Tür hängt ein Stoffbanner mit dem Slogan «Lieber eine Zukunft ohne Diplom als ein Diplom ohne Zukunft». Studenten schlendern vorbei, werden von den Eiligeren überholt, während zwei Besetzer an der Wand lehnen und dem Treiben zusehen. Der höfliche Übersetzer bittet um Einlass. Nach kurzer Diskussion wird die Bank zur Seite geschoben und der Presseverantwortliche gerufen: Rumen Stoev, 21 Jahre alt, Politikstudent. Sein Gesicht erinnert an das einer verschüchterten Maus. In der mosaikbesteinten Eingangshalle, deren breite Wendeltreppe hoch zur Aula führt, wirkt Stoev etwas verloren. Im Gespräch aber verleiht der Student seiner Wut mit energischer Gestik Ausdruck. Am Pullover trägt er den Button der Studentenproteste: schwarze Faust auf gelbem Grund.

Autobahnen zur Belohnung

Seit rund einem Monat besetzt Stoev mit rund 150 anderen die St.Kliment Ohridski Universität. Vor ein paar Tagen haben sich die Demonstrantinnen und Demonstranten in den Bereich um die Aula zurückgezogen und die Vorlesungssäle wieder freigegeben – was der Mediensprecher

nicht als Kapitulation verstanden wissen will. Sie hätten den Professoren und Studenten das Zurückkommen erlaubt, sagt er. «Als Gäste unserer Okkupation.» Rund 14'000 Menschen studieren an der St.Kliment Ohridski Universität. Dass das Gros unter ihnen schweigt, frustriert Stoev. «Sie kapieren nicht, dass es bei unseren Protesten um Grundlegendes geht. Um Fragen der Moral, um gesellschaftliche Prinzipen.»

Auch von der EU ist der Student enttäuscht: einer Staatengemeinschaft, welche das makroökonomische bulgarische Wirtschaftswachstum mit Autobahnen belohne, «aber dem Parlament keine unangenehmen Fragen stellt. Nicht wissen will, wie viele Sitze und Posten von alten Parteifunktionären der Kommunisten besetzt sind und dass deren Seilschaften noch immer funktionieren.»

«Zwanzig Jahre», sagt Stoev. «Bulgarien könnte seit der Wende so weit gekommen sein. Stattdessen gibt es in diesem Land keinen einzigen Politiker, an den wir glauben können.» Weshalb also sollten die Bulgaren Stoev glauben? «Mit ihrer Behauptung, wir seien alle bezahlt, wollen uns die Mächtigen auseinandertreiben», wehrt sich dieser. Die Beschuldigungen seien der Grund, weshalb die bulgarische Protestbewegung gesichtslos sein wolle: keine Anführer, keine Parteigründungen, kein Programm. Die Angriffsfläche soll möglichst klein bleiben. Die aufmüpfigen Studenten der St.Kliment Ohridski Universität sehen für Bulgarien nur einen Weg in eine demokratische Zukunft: Die Bevölkerung müsse zu einer moralischen Instanz und korrupte Politiker konsequent abgestraft werden.

Zwei, drei Stunden Schlaf

Auf dem Zwischenplateau der Wendeltreppe schlafen Studenten, eingerollt in ihre Schlafsäcke, während oben eine Arbeitsgruppe tagt: «Positives Brainstorming» nennt der schlaksige Riese mit hüfthohen grauen Cordhosen seinen Einsatz am Flipchart. Er leitet die «Arbeitsgruppe Information», vier junge Frauen und ein Mann mit grauen Schatten unter den Augen. Die Arbeitsgemeinschaft arbeite nicht solidarisch genug, findet der Coach, der aus den Einzelkämpfern wieder ein Team formen will. Die Besetzerinnen und Besetzer sind straff organisiert und fast rund um die Uhr im Einsatz. Zwei, drei Stunden Schlaf kriege sie pro Nacht, erzählt die 20-jährige Ani Stancheva. Nach vier Wochen ist die Rechtstudentin erschöpft – und verändert. Die typische junge Bulgarin sei sie einst gewesen, erzählt die Studentin. Sie habe keine Vorlesung verpasst und nur ausgezeichnete Noten geschrieben.

Um 45 Prozent, so schätzt die Weltbank, werde Bulgariens arbeitsfähige Bevölkerung bis im Jahr 2050 schrumpfen. Stancheva hat sich vorgenommen, ihr Know How in den eigenen Staat zu investieren.

Sarah Schmalz, 1986, ist Journalistin und war von 19. bis 25. November 2013 in Sofia. Dort finden noch immer Mini-Anti-Regierungsdemonstrationen statt. Die seit Ende Oktober 2013 besetzte Aula der Uni wurde Ende Januar schliesslich freigegeben. Mitte Februar kam es erneut für einige Tage zu einer Totalbesetzung durch eine Handvoll Studierende. Schliesslich haben auch sie aufgegeben und die Uni mehr oder weniger freiwillig durch das Haupttor verlassen.

Appenzell
An der Spitze

Schönengrund. Das klingt auf Anhieb sympathisch. Ist es auch. Eine Kirche mitten im Dorf, hübsche alte Holzhäuser, Beizen, eine grosse Mehrzweckanlage beim Schulhaus, eine Langlaufloipe, ein Campingplatz und 500 Menschen. Friedfertige. 40 Prozent arbeiten in der Land- und Forstwirtschaft, 17 Prozent in Industrie und Gewerbe, 43 Prozent im Dienstleistungssektor. Ausländer gibt es kaum. Verkehrsstaus auch nicht. Und Wohnungen werden auf der anderen Seite des Baches gebaut, im Kanton St.Gallen, aber davon später.

Mitten im Dorf ist ein 8-Zimmer-Wohnhaus aus dem 18. Jahrhundert mit Remise für 280'000 Franken zu haben. Einige Meter weiter südwärts, entlang der Strasse, kostet ein ebenso altes und ebenso grosses Wohnhaus mit Kachelofen, historischem Herd und «hübschen Zimmern» 325'000 Franken. Günstig – und keine Ausnahme. Appenzeller Dorfhäuser will keiner.

Die Menschen in Schönengrund mögen die Geselligkeit. Auf siebzehn Einwohnerinnen und Einwohner kommt ein Verein. Das klingt rekordverdächtig. Guggenmusik, Jodelchörli, Trachtengruppe, Frauenverein, Frauenturnverein, Landfrauenverein, Männerriege, Pistolenschützenverein, Schützengesellschaft, Feuerwehrverein, Imkerverein, Pilzverein, Trampolin, TV, UHC, Volley, Tennisclub, Musikgesellschaft, regionale Jugendmusik, Assel-Keller. Letzterer mit dem Zweck, kulturelle Anlässe durchzuführen und die kulturellen Bestrebungen in der Region zu fördern.

«In der Region»: schoenengrund.ch verschweigt, was neckertal.ch explizit sagt: «Die beiden Dörfer Schönengrund AR und Wald SG wuchsen allmählich zusammen und bilden seit langem eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Einheit. Zusammengerechnet ergibt sich ein Doppeldorf mit rund 1200 Einwohnerinnen und Einwohnern.» Praktisch alle Vereine, heisst es weiter, seien «gemeindeübergreifend organisiert und tragen als Ortsbezeichnung Wald-Schönengrund oder Schönengrund-Wald».

Seit dem 1. Januar 2009 gehört Wald zur neu geschaffenen Gemeinde Neckertal mit 4000 Menschen. Schönengrund hingegen, hinter dem Bach in einem anderen Kanton, bleibt hocken auf seinen 500 Menschen. Neckertal sagte mit 66 Prozent deutlich Ja zur Volksinitiative «Gegen Masseneinwanderung». Und Schönengrund erzielte mit 80,31 Prozent Ja die ostschweizweit höchste Zustimmung überhaupt. Ein Spitzenresultat.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden

Rheintal
An einem Frühlingstag im Februar

Am frühen Nachmittag des 9. Februars, als sich die ersten Politikerinnen und Politiker für einen Teil der Schweiz zu schämen begannen, wusste ich sofort, dass sie meine Heimatregion und einen grossen Teil meiner Freunde mitmeinten.

Die Zahlen lagen zwar noch nicht vor, die Gewissheit hatte ich aber seit November des letzten Jahres. Spätestens seit dann. Im Saal des Hotels Metropol Widnau trafen sich die Rheintaler Unternehmer zum Lohnapéro – eigentlich ein Anlass, an dem man sich gegenseitig versichert, noch genau so wichtig zu sein wie im Jahr zuvor. Dieses Mal aber redeten zuerst Arbeitgeber-Verband-Präsident René Wuffli und dann Nationalrat Markus Ritter gegen die Initiative gegen Masseneinwanderung an. Sie klangen so ernst und nüchtern wie Käferforscher.

In den Sitzreihen vor ihnen sassen die Arbeitgeber einer ganzen Region – einige nickten hektisch, andere schrieben sich die Argumente in ihre Smartphones. Ich war in einem Seminar für eine Führungsriege gelandet, die sich längst von ihrer Belegschaft entfernt hat. Und der nun die tatsächliche Distanz bewusst wurde. Die Nervosität der sonst unpolitischen Wirtschaftselite war mehr als ein Indiz.

Am Ende stimmten 63,6 Prozent der Rheintaler Bevölkerung für die Initiative gegen Masseneinwanderung.

Die Rheintaler Männerchöre, die Stammtische, ein grosser Teil meiner Freunde diskutierten weit weniger über die Initiative als die Unternehmer und die Zeitungen in Zürich. Sie redeten nie von Dichtestress und von bilateralen Beziehungen. Es lag ein stiller Konsens über dem Tal.

Eine grosse Mehrheit der Rheintalerinnen und Rheintaler sah sich vor der Wahl zwischen einer Vereine-Dorfladen-*Hopp-wie-häsches?*-Schweiz, die ihnen gefällt – und Masslosigkeit. Meine Region stellte nicht das Erfolgsmodell Schweiz infrage, dafür blieb es in Beizen und Leserbriefspalten zu ruhig. Sie gab lediglich ihre Präferenzen bekannt.

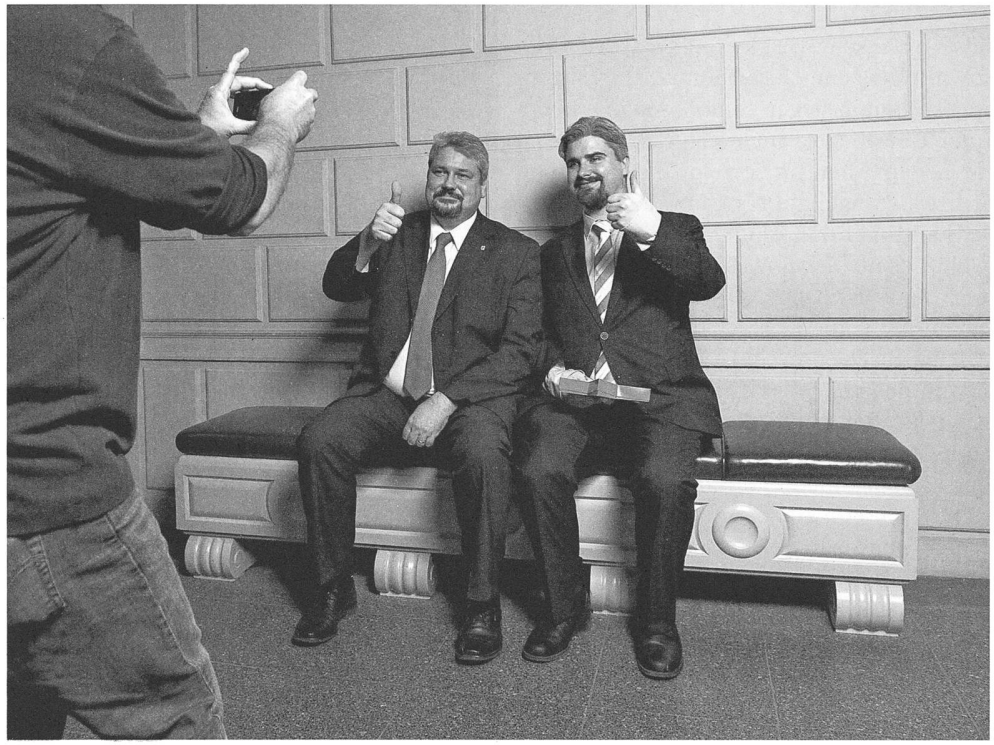
Am Abend des 9. Februars sagten die Moderatoren in den Fernsehnachrichten eine neue Zeitrechnung an – und in Zürich verschwammen die Grenzen zwischen Demonstranten, die mit Flüchen und Chaoten, die mit Steinen um sich warfen.

Im Rheintal ging ein etwas zu warmer Februartag zu Ende.

Samuel Tanner, 1991, ist Journalist beim «Rheintaler».

Winterthur

Sag es mit einer Raketenglace



Der Winterthurer Stadtpräsident Michael Künzle (links) und sein Double Like Mike. Bild: pd

Wenn Kunst so tut, als wäre sie Politik – ist das seinerseits Politik oder ist und bleibt es Kunst?

Die begrifflichen Schwierigkeiten, die in einer solchen Frage stecken, würde Like Mike souverän überspielen: ein paar verbindliche Floskeln, ein Lächeln, ein Händedruck. Als habe er die Beantwortung nicht nötig, weil er seinerseits schon beides ist: eine politische Kunstfigur, ein Double.

Zum ersten Mal aufgetaucht ist Like Mike im letzten Juni und zwar als Look-Alike des Winterthurer Stadtpräsidenten Michael «Mike» Künzle. Er erschien zusammen mit seinem Vorgänger im Amt, Ernst Wohlwend, an einer Motto-Party. Was ein gelungener Jux war, zog sich weiter. Kurz darauf eröffnete der unechte Präsident eine Facebook-Seite und schon bald enterte er den lokalen Medienbetrieb. Er tat fortan allerhand Dinge, die auch richtige Politiker tun: Er posierte für die Presse, gab Videostatements ab, hielt Ansprachen, lud zum Meet & Greet in der Innenstadt und schrieb Kolumnen in der lokalen Presse. Wann immer eine «Geschichte» in der Stadt Furore machte, konnte man auf seinen prompten, staatsmännischen Kommentar rechnen. Sei es zu den geplanten 750-Jahr-Feiern der Stadt, zur Rettung von Kleinvieh durch die Feuerwehr, zu Wasserwerfereinsätzen der Polizei oder zum Sparprojekt Effort 14+.

Seine Messages sind simpel: So versprach er etwa, mit dem Drogengeld, das «Junior», der neue Banknoten-Schnüffelhund der Polizei, aufspürte, würde allen Schülern auf der Schulreise ein Raketenglace berappt – denselben Schülern, denen der Gemeinderat zuvor die Beiträge an die Schulreisen gestrichen hatte. Selbst der zuständige Stadtrat hatte sich gegen seine Fraktion empört, dass sie solches unterstütze. Dass Like Mike, statt im offenen Dissens zu agieren, im Namen eines (als solcher immer auch erträumten) stillen Konsens' spricht, ist geschickt. So werden kleine Brüche mit einem Ethos kenntlich. Etwa mit einem, das auf der soliden Erfahrung der letzten zwei Generationen beruht (oder als solche zumindest erträumt werden kann): Auf die Schulreise kommen alle mit, und für ein Glace hat es noch immer irgendwie gereicht.

Nicht ganz überraschend, steht hinter dem Double nicht eine Person, sondern zwei. Zum einen ein Weinjournalist und Kulturveranstalter, der dem echten Präsidenten schon unmaskiert so ähnlich sieht, dass der graue Haarspray bereits wieder der Markierung eines Unterschieds dient. Zum anderen eine flinke PR-Frau. Was aber ist von diesen Äusserungen zu halten, die das «als ob» der Fiktion nicht als Durchgangsstation von der Politik zur Kunst und umgekehrt begreifen, sondern als ihren eigentlichen Aufenthaltsort? Für manche treiben sie einen Riss in die Behaglichkeit, anderen mögen sie das Gefühl verschaffen, den Zumutungen der Kunst wie auch der Politik halbwegs unbeschadet entkommen zu sein. Für einige gilt wohl beides in einem. Like Mike ist das Double ihrer Wahl.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und freier Journalist aus Winterthur.

Toggenburg

Von der Thur bis zum schwarzen Meer

«Nanei… ösi Thur flüsst nid is schwarz Meer», aber… ja das mit dem «Aber» habe ich mir gedacht. Unser Simi… der Toggenburger Doppel-Doppel-Olympiasieger Simon Amann bleibt für mich trotzdem der Überflieger, auch wenn es in diesem Jahr in Sotschi nicht geklappt hat. Im Vorfeld zu den olympischen Spielen das ganze Gerangel mit der Einwanderungsinitiative – «Fertig! De Simi bliibt do!» Und seine Partnerin als gebürtige Russin? Geht uns nichts an. Was mich etwas angeht und worüber ich mich natürlich freue, ist der Unternehmergeist von Simon Amann mit seinen gastronomischen Plänen auf den Churfirsten. Ich wünsche ihm Glück damit – hoffe dass es klappt. Denn entlang der Thur, das Toggenburg aufwärts «bröcklet's zümftig mit de Beize und de Gaschtschtubene». Viele der Hotels und Restaurants sind geschlossen. Stillstand! Viele der einst gut und rentabel funktionierenden Gasthäusern sind dicht, seit längerem schon. Veraltet und nicht mehr dem Zeitgeist entsprechend liegen sie in einem Dornröschenschlaf entlang der Thur aufwärts. Die Gäste fahren als Tagestouristen talauf und ab – wen interessiert's?

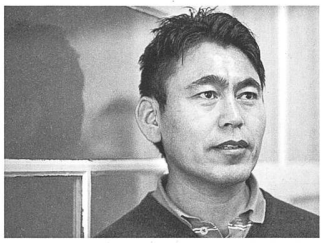
Meine Gedanken kreisen in diesen Tagen nach Sotschi zu den olympischen Spielen am schwarzen Meer. Über die Nachhaltigkeit der aus dem Boden gestampften Städten und Sportaustragungsorten wurde und wird diskutiert. Das Fragezeichen der Rentabilität dieser Wintersportorte am schwarzen Meer steht nicht nur mir auf die Stirn geschrieben. Ich ziehe den Vergleich mit dem Toggenburg. Die Schneefallgrenze steigt, und Alternativen, die umweltverträglich sind, werden gesucht – sollten gesucht werden.

Der Verein Kunsthallen Toggenburg schickt mit diesen Fragen im Jahr 2014 ihren «Arthur» ins Rennen. Wie betreibt man in Zukunft im Toggenburg ein Hotel? Warum verschwinden Tourismusdirektoren wieder, kaum sind sie da? Wollen wir überhaupt eine Tourismusregion sein – oder warum nicht? Was kann nachhaltig geändert werden? Will die Bevölkerung ein einig Volk von lächelnd, jodelnden Touristenempfänger sein oder von stumpenrauchenden Stammtisch-Aromat- Fetischisten? «Arthur» wird es richten wie jedes Jahr. Wunderbar, denk ich mir und lasse meine Gedanken den schwarzmeersichtigen Fernsehbildern von den olympischen Spiele nachhängen. Schönes Russland, aus dieser Perspektive… Fast so schön wie das Toggenburg. Klingt doch gut… oder?

Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch aktiv und Mutter von zwei Kindern.

Stimmrecht

Happy Losar!



Die Tibeter haben einen Mond-Sonne-Kalender, der das tibetische Jahr entweder in 12 oder 13 Monate einteilt. Zudem haben die Monate keine Namen, sondern Zahlen. Das tibetische Neujahr wird auch Losar genannt. Lo heisst Jahr und Sar heisst neu. Es ist das wichtigste Fest im tibetischen Kalender, allerdings feiern wir es zu zwei unterschiedlichen Zeiten: Das Sonampe Losar, welches auch «Bauern Losar» genannt werden kann, feiern wir einen Monat vor dem BhiLuk Losar, was man mit «Nomaden Losar» übersetzen könnte. Wenn die beiden Feste einmal zusammenfallen, feiern wir natürlich gleichzeitig und zwar in Bhutan, Ladakh, Sikkim, Nepal und bei den Tibeterinnen und Tibetern im Exil. So war es am 22. Februar 2012. Am Sonntag, 2. März 2014 beginnt das tibetische männliche Jahr 2141. Nach dem tibetischen Kalender ist jetzt noch 2140, ein Wasser-Schlange-Jahr, und kommendes Neujahr wird 2141, ein Holz-Pferde-Jahr.

Das Fest dauert bis zu 15 Tage, aber die ersten drei sind die wichtigsten. Am ersten Tag gehen wir ins Kloster, um den Segen unseres tibetischen Lehrers zu erhalten und feiern in der Familie. Wir geben an diesem Tag kein Geld aus und essen nur «weisse» Dinge, wie Milchreis mit Rosinen und Mandeln, was wir Desi nennen. Wir dekorieren unseren Hausaltar, hängen Thangkas auf und bereiten Chang zu, einen Reiswein, für den kommenden Tag. Am zweiten Tag laden wir unsere Verwandten und Bekannten ein. Dann gibt es überall traditionelles Essen Momos, Tingmo oder Pingsha (alles tibetische Maultaschen), Teigknödel oder Glasnudeln mit Fleisch. Am dritten Tag ziehen alle Dorfbewohner gemeinsam in die Berge, um dort Gebetsfahnen aufzuhängen, Flugblätter mit Götterbildern in den Wind zu werfen und um an einer gemeinsamen Puja, einer Art Gottesdienst für den Weltfrieden, teilzunehmen. An diesem Tag werden lange Stangen mit sehr grossen Gebetsfahnen aufgestellt.

An Sagadava, im vierten Monat des tibetischen Kalenders, essen wir kein Fleisch und feiern die Geburt und Erleuchtung Buddhas. Die Zeit vorher werden im Kloster so viele Mantras wie möglich aufgesagt und auf diese Weise mehrfacher Nutzen und Verdienste gesammelt. Dies alles findet nicht nur in Tibet, sondern auch bei den Tibeterinnen und Tibetern im Exil und in der ganzen Welt statt – wenn Ihr es mögt, nehmt doch einfach mal teil. In diesem Sinne wünsche ich Euch alles Liebe und Gute und ein herzliches «Happy Losar»!

Gyatso Drongpatsang, 1978, arbeitete in Tibet als Lehrer in einer Klosterschule. 2011 ist er in die Schweiz geflüchtet. Heute lebt er in Romanshorn mit dem Entscheid «vorläufig aufgenommen». Mit dieser Ausgabe verabschiedet er sich. Saiten dankt herzlich!